

Hans Maier

Aus Anlass eines Jubiläums: Was ist das eigentlich – Schule?

Eine Schule wird 350 Jahre alt. Das ist Anlass zur Freude und zum Feiern. Dem Gymnasium Christian-Ernestinum wurde nicht nur ein früher Anfang, sondern auch eine lange und erfolgreiche Lebenszeit geschenkt - ein Leben, in dem Höhen und Tiefen, schlimme und gute Jahre wechselten. Was ist es, das diese Schule in so verschiedenen Epochen, über so lange Generationen hin, zusammenhielt und lebendig machte? Worin liegt ihre in allem Wechsel immer wieder bewahrte, ja gestärkte Identität?

Darüber möchte ich mit Ihnen in der nächsten halben Stunde ein wenig nachdenken - zuerst ganz allgemein, indem ich danach frage, was Schule und Schulleben eigentlich ausmacht, dann konkret zur Geschichte des Gymnasiums Christian-Ernestinum.

I. Schule: zweckgerichtetes Lernen

Ich fange an mit dem *Wort* Schule. Es ist ein vieldeutiges Wort. Zunächst denken wir dabei natürlich an das Äußere, an das, was man sehen und greifen kann, das Schulgebäude vor allem; in Bayreuth also der 1966 bezogene Neubau in der Albrecht-Dürer-Straße. Aber wir denken auch an die Lehrerschaft und Schülerschaft, an das Zusammensein von jungen und älteren Menschen während fester Schulstunden und Schulzeiten, an das Geflecht von Unterricht, Übung, Kenntniserwerb, Kontrollen, Zeugnissen, Versetzungen und was sonst noch zur Schule dazugehört.

Zweckgerichtetes Lernen an einem festen Ort, in einem sozialen Verbund von Älteren und Jüngeren – so könnte man fürs erste umschreiben, was Schule ist. In der Natur kommt ein solches Gebilde bekanntlich nicht vor (auch wenn wir metaphorisch von Baumschulen reden), es handelt sich um etwas bewusst Geschaffenes, von Menschen für Menschen Eingerichtetes, um ein Stück Kultur – soviel ist sicher.

Nun verbinden sich mit der Schule als Institution und Organisation seit jeher verschiedene, ja gegensätzliche Assoziationen. Schule – das ist einerseits die formende und bestimmende Kraft, die uns aus Unmündigkeit und Unwissenheit herausholt. „Herausführen“ (educatio), „Entrauen“ (eruditio), so nannten die Römer das Geschäft der Erziehung, und in vielen Sprachen sind das noch heute die Worte für das, was in Schulen geschieht. Solche pädagogischen Aktivitäten möchten wir gerade bei jungen Menschen nicht missen: diese sollen ja in den Jahren, in denen sie formbar, bildbar sind, erzogen, geprägt, entwickelt werden. Und dass die Schule dies tut, nicht nebenbei, sondern hauptamtlich und professionell, darauf beruht ihr Prestige bei Eltern, Lehrern, Öffentlichkeit – und gewiss auch, trotz manchem unvermeidlichen Ärger, bei den Schülern selbst.

Auf der anderen Seite erscheint uns Schule aber auch oft als Instrument der Gleichmacherei, der Repression, der Uniformierung – wir sprechen von Verschulung, wettern über engherzige Schulmeister und Schulfüchse, ärgern uns über „schulmeisterliche“ Rechthaberei. Und in der Tat kommt ja Schule nie ohne systematisches Training, ohne Üben im Glied, ohne Wiederholen, Befestigen, Überprüfen aus – Verfahren also, die den einzelnen mit mehr oder weniger sanftem Druck in die Pflicht nehmen, ihm eine Ordnung auferlegen. Und dies keineswegs nur im Sport, wo wir es ja billigen und begrüßen, wenn Trainer einer Mannschaft „die Beine langziehen“ und sie zu einem Ganzen

formen, nein, auch in anderen Fächern, ja eigentlich in allen. Und schnell ist das Urteil fertig, die Schule gänge die jungen Menschen, sie zerstöre ihre Individualität, sie erzeuge einen Menschen des Durchschnitts, der angepassten Normalität, sie fülle die Köpfe mit lauter vermeintlich altbewährten Sachen, statt dass sie die jungen Menschen in den Stand setze, sich ihre eigene, zu ihnen passende Bildung selbst zu entwerfen, sich also ihren Schulsack eigenständig und ganz persönlich herzurichten.

Vor allem in Deutschland ist man gegenüber diesen Nebenwirkungen der Schule – die man fast immer für Hauptwirkungen hält! – traditionellerweise besonders allergisch. Unsere ganze jüngere Literatur ist voll von Schülerproblemen, von Schülertragödien – vom armen Hanno Buddenbrook in Thomas Manns Roman bis zu Hermann Hesses übersensiblen Anti-Helden, der sich in der Schule „Unterm Rad“ fühlt. Offensichtlich tun sich gerade die Deutschen mit der Schule schwer, sie scheuen die Anklänge ans Militärische, an den Drill, sie erinnern sich leise schaudernd daran, dass das γυμνάσιον in Platons Staat ursprünglich nichts anderes war als ein Exerzierfeld für Leibesübungen – obwohl sie dann doch auch wieder plötzlich unvermittelt das Lob der „guten Schule“ anstimmen, die ein Künstler, ein Handwerker oder Wissenschaftler mitbekommen hat, und anerkennend feststellen, dass ein Unternehmer, ein Politiker „seine Schularbeiten gemacht“ hat, ja sich dafür begeistern, wenn etwas Treffliches, Vorbildliches „Schule macht“ – von den „Kavalieren alter Schule“ nicht zu reden.

Wie viel leichthändiger gehen da unsere Nachbarn mit den Risiken und Nebenwirkungen der Schule um! Schulreglements, eingehende Verhaltensvorschriften, ja selbst Schuluniformen, das scheint in England, Frankreich, Italien, Polen kein Problem zu sein – und keineswegs nur in traditionsreichen Privatschulen, sondern vielerorts auch im öffentlichen Schulwesen. Die Autorität der Lehrer ist

weit größer und unbestrittener als bei uns. Es gibt kaum Widerspruch im Unterricht, oft nicht einmal eine Diskussion, es gibt viel schweigende Akzeptanz und wenig Fragen. Den Beteiligten ist bewusst: Schule ist eine öffentliche, eine nationale Institution. Sie ist in vieler Hinsicht sakrosankt. Hinter den Lehrern, die meist frontal der Klasse gegenüberstehen oder -sitzen, steht das staatliche Gesetz. Morgendliches Flaggenhissen gehört in nicht wenigen Ländern zum pädagogischen Standard. Keine Angst, ich plädiere nicht dafür, das alles in Deutschland einzuführen. Mit gutem Grund haben wir die „Schule der Nation“ nach 1945 auf den Boden der Realität zurückgeholt, haben sie in einen demokratischen Kontext gestellt, haben ihre bis dahin oft unbefragte Autorität dem Dialog, dem Widerspruch, der Kritik geöffnet. Aber sind wir dabei inzwischen nicht gelegentlich – wie es die Art der Deutschen ist - weit übers Ziel hinausgeschossen? Müssten die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen schulischer Arbeit (und dazu gehören auch Aufmerksamkeit, Aufeinanderhören, Disziplin) nicht heute in der Öffentlichkeit ebenso vorurteilslos diskutiert werden wie die Auswahl der Unterrichtsstoffe, der Lehrplan-Inhalte?

Es stimmt nachdenklich, wenn vom PISA-Musterland Finnland berichtet wird, dass dort Lehrer mit ihren Schülern stundenlang und unverdrossen üben, dass es in den zahlreichen kleinen und abgelegenen Schulen des Landes, regelrechten Zwergschulen mit gemischten Jahrgangsklassen, noch jede Menge „Stillarbeit“ gibt, die ganz und gar von der Selbstdisziplin, der Selbstbeschäftigung der Schüler lebt. Und wie steht es in unserem Nachbarland Frankreich? Nach wie vor gilt dort die „Normalisierung“ des Menschen als höchstes Ideal der Schule, wie die „École normale“ als Krone des staatlichen Schulwesens zeigt – aus Armen und Reichen, Provinzlern und Großstädtern, Buben und Mädchen, Christen, Mohammedanern, Agnostikern sollen französische „Normaliens“, Staatsbürger gleichen oder doch ähnlichen Zuschnitts werden. Bei uns ist solche Normalität verpönt, und wer sie in der Öffentlichkeit vertritt, gerät bald in

Bedrängnis. Viel eher ist das Ausgefallene, das Exzentrische Trumpf, und mein alter Stoßseufzer aus längst vergangenen Nach-68er Tagen: „Hilfe, ich bin normal!“ ist heute noch, so scheint es, so aktuell wie damals.

II. Die andere Seite: Schule, zweckfrei

Doch wir wollen nicht ungerecht sein. Vielleicht rührt ja die untergründige deutsche Allergie gegen Schule als Institution und Organisation, gegen *Schulpflicht* und *Schulzwang*, gegen Lernziele, Prüfungen, Noten auch daher, dass man bei uns in weiten Kreisen Schule anders auffasst, dass man von ihr anderes und mehr erwartet als nur die gesellschaftliche Zurichtung, die „Normalisierung“ des schwankenden und schweifenden Lebewesens Mensch. In einem Land, in dem große Philosophen und Dichter ihren Weg als Hauslehrer begannen, in dem erst 1919 in der Weimarer Reichsverfassung „Vorschulen“, sprich öffentlich anerkannter Privatunterricht (meist auf Landgütern), abgeschafft wurden, ist solches zu vermuten. Gibt es also noch einen anderen Begriff, zumindest eine *andere Seite* von Schule? Ist Schule noch etwas anderes als Herausführen, „Entrauen“, Vergesellschaften, Normalisieren?

Hier erinnern wir uns, dass das europäische Urwort für Schule – σχολή – exakt das Gegenteil von Arbeit, Einordnung, Vergesellschaftung bedeutet, nämlich Muße, Freisetzung, Individualisierung. *Lange bevor es die Schule als Pflicht gab, gab es die Schule als Muße.* Sie entstand als freiwillige Verbindung von Älteren, Erfahrenen, mit Jüngeren, die unerfahren, aber wissbegierig waren. Vielfach wurde dann aus der temporären Beziehung ein dauerhafter Bund – man denke an die antiken Philosophenschulen, aber auch an die Kathedral- und Ordensschulen seit dem frühen Mittelalter. Aus unserer neueren Geschichte lebt

noch die Erinnerung an Philipp Melanchthon fort, den Praeceptor Germaniae, der mit einer internationalen Schülerschaft in seinem bescheidenen Wittenberger Lehmhaus wohnte und lehrte – beim Mittagessen hörte man nach Berichten von Zeitgenossen die verschiedensten Sprachen. Hier spielen elementare Dinge eine Rolle: auf Seiten der Schüler Neugier und Wissenwollen, auf Seiten der Lehrer Freude am Weitergeben von Erfahrungen, Lust an der Erziehung künftiger Generationen, Menschenformung im Wortsinn, Paideia. Das führte zur Selbstbindung des Schülers an einen Lehrer, zu einem Bündnis, das auf Erkenntnis gerichtet war. Das Ganze war aus dem Zweckhaften, den Zwängen des Lebens, dem Arbeiten und Verdienen herausgenommen. Darum nannte man dieses gemeinsame freigewählte Tun von Lehrenden und Lernenden *Muße* – und aus dem Wort *Muße* entstand, verwunderlich genug, in einem Bedeutungswandel, ja einer Umkehr der Bedeutung unser Wort *Schule*.

Ich höre den Einwand, das sei heute nur noch eine nostalgische Erinnerung, kaum mehr auf zeitgenössische Verhältnisse zu übertragen; heutige Schüler-, Lehrer-, Elterngenerationen, aufstiegs- und fortschrittsbewusst, könnten sich damit nicht mehr abspeisen lassen. Ist Schule nicht längst aus *Muße* zur *Arbeit* geworden – zum harten festgelegten Arbeitsablauf? Hat nicht die moderne Schulpflicht die Selbstbindung des Schülers an einen Lehrer weitgehend überflüssig gemacht? Wo ist noch die selbstvergessene gemeinsame Suche nach Erkenntnis, Einsicht, Weisheit aus den Zeiten, in denen Schule und *Muße* eins waren? Wenn auch ein Gymnasium gewiss über die Zeit der Schulpflicht hinausreicht, wenn es auch Raum bietet für persönliche Akzente, persönliches Engagement – wird das alles nicht reichlich aufgewogen durch die Tatsache, dass Lehrer heute im Auftrag des Staates als „Unterrichtsbeamte“ unterrichten und Schüler als „Eingeschulte“ – *nomen est omen* - in öffentliche Strukturen eingebunden sind?

In der Tat unterscheidet sich die moderne Schule vom antiken und mittelalterlichen Erzieherbündnis durch zwei Züge. Erstens ist sie ein öffentliches und gemeinschaftliches Unternehmen, auf viele junge Menschen - und seit der allgemeinen Schulpflicht sogar auf alle - bezogen, mit einer Vielzahl von Lehrern - anders als der antike Paidagogos, der, ebenso wie seine Schüler, fast immer ein Einzelner in wechselnden Bindungen war. Und zweitens ist sie stärker ins soziale, ins berufliche Leben einbezogen, das mit seinen Ansprüchen und Erwartungen, seinen drohenden und verlockenden Seiten schon in der Schulzeit, im Schulhaus gegenwärtig ist - während antike und mittelalterliche Bildung eher darauf bedacht war, einen Raum für die Muße auszusparen, die der Einzelne dann „mitnehmen“, über die er unter wechselnden Lebensumständen verfügen kann.

Nichts ist bezeichnender für diesen Wandel als die neuzeitliche Umdeutung einer auf Seneca zurückgehenden bekannten lateinischen Maxime. Sie ist uns vertraut in der Fassung: *Non scholae sed vitae discimus* - wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben. Aber ursprünglich hieß der Satz genau umgekehrt: *Non vitae sed scholae discimus*; was man frei so übersetzen könnte: Wir lernen in erster Linie um der Muße, um der Bildung willen - und erst in zweiter Linie im Hinblick auf die spätere Lebenspraxis. Die kann sich nämlich wandeln, sie ist vielgestaltig und bietet von sich aus keine Orientierung - während Muße, Bildung sich unter den verschiedensten Lebensumständen als Richtpunkt bewähren kann.

Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir - das hört sich im ersten Augenblick gut an. Aber was bedeutet es für die Schule? Sie wird funktionalisiert, in den Dienst von etwas gestellt, was jenseits des konkret erfahrenen Schullebens liegt, sie verliert mit der Muße ihr Eigenrecht, ihr eigenes Dasein, sie wird zur Präparandenanstalt auf künftige Dinge hin. Welch

eine *Enteignung*! Plötzlich ist Bildung kein Selbstzweck mehr, kein unmittelbar erfahrbares, gegenwärtiges *Glück* - sie soll sich ja für später, fürs Leben, *lohnen*. Sie soll eine Antwort parat haben auf die lästige, allgegenwärtige Frage „Was bringt's?“ Mit anderen Worten, die Schule wird nicht mehr pädagogisch, sondern gesellschaftspolitisch betrachtet. Sie wird verantwortlich gemacht für den sozialen Aufstieg oder Abstieg. Dementsprechend wird sie dann auch - entsprechend der Wichtigkeit für alle - erbarmungslos verrechtlicht. Wir haben es erlebt und erleben es noch. Am Ende steht eine Schule, die, nach Schelskys bekanntem Wort, zur „bürokratischen Zuteilungsapparatur von Lebenschancen“ geworden ist, deren Gegenwartsgewicht gering ist, die erst in einer imaginären Zukunft Bedeutung gewinnt. „Erbarmen mit der Schule!“ kann man da nur ausrufen.

Kein Zweifel, dass die Entdeckung der Lebensdienlichkeit, der gesellschaftlich-sozialen Dimension der Schule auch Positives mit sich gebracht hat – wird doch unser Lebensschicksal von den Jahren, die wir auf Schulbänken verbringen, aufs stärkste mitbestimmt. Ebenso gewiss ist aber, dass das Pädagogische zurückweichen oder schwinden muss, wenn diese Perspektive überwiegt oder gar allein herrschend wird. So war es in den Bildungsreformen des letzten Jahrhunderts fast überall auf der Welt. Da galt in der Schulpolitik tatsächlich fast nur noch die Langzeitperspektive: Was bedeutet Schule *für die Zeit danach*, was bedeutet sie für die berufliche und soziale Entfaltung, für den Aufstieg, das Lebenszeiteinkommen? Fast ganz aus dem Blick geriet die *Gegenwart*: Was bedeutet Schule hier und jetzt, was bedeutet diese Stunde, diese Lehrerin, dieser Lehrer, diese Begegnung mit Mitschülern, diese soziale Erfahrung – was bedeutet dieser eine, unwiederbringliche pädagogische Augenblick? Schulen können langweilige und furchterregende, aber auch anregende, anziehende, ja unvergessliche Orte sein. Ihr Wert liegt nie *allein* in ihrer Bedeutung für das spätere Leben. Jean Paul hat bei Gelegenheit seiner eigenen, höchst armen und

bescheidenen Schule von der „Seligkeit des Miteinanderhausens“ und „Ineinanderwohnens“ gesprochen; er meinte, rückblickend auf seine Schülerjahre: „Alles Lernen war mir Leben“ (Selberlebensbeschreibung). Ist es nicht gerade dies, was der Schule in den letzten Jahrzehnten, bei allem wissenschaftlich-spezialistischen Zugewinn und aller vermehrten sozialen Einzugsbreite, verloren ging? Müsste sie es nicht mit allen Kräften wiederzugewinnen versuchen?

Ein Blick auf manche heutige, weitgehend versachlichte, anonymisierte Schule lehrt doch eines: Wenn die Erinnerung an die alte Paideia, das freigewählte Bündnis zwischen den Erziehern und denen, die lernen wollen, gänzlich schwindet, wenn im Schulraum nur noch die Zukunft und nicht mehr die Gegenwart herrscht, dann nützen am Ende auch gutgemeinte Vorschriften, Weisungen, Lehrpläne nicht mehr. Dann wird der einmalige pädagogische Moment zu einer berechenbaren Sache, die niemanden mehr überraschen kann. Dann tritt an die Stelle des herrlich zweck-losen, aber sinnvoll bereichernden Umgangs miteinander die perfekte *Herrichtung* junger Menschen für die Abläufe des Lebens. Dann wird Schule zu einem Raum, in dem das Funktionale vorherrscht und menschliche Schicksale nur noch am Rand vorkommen. Eine solche Schule würde vielleicht reibungslos und störungsfrei arbeiten und der Schulverwaltung wenig Ärger machen. In meinen Augen wäre sie freilich ein ähnlich unzulängliches, ja inhumanes Gebilde wie ein Sozialstaat, der das Wort Nächstenliebe nicht mehr konnte. Sie hätte eine alte Weisheit vergessen, die der Schulrat Adalbert Stifter immer wieder in Erinnerung gebracht hat und die auch in heutigen Tagen Geltung haben sollte: dass alle Erziehung *Umgang* ist. Eine Schule, die den sozialen Umgang in der Gegenwart einem imaginären Zukunftsaufstieg opfert, hat ihren pädagogischen Auftrag verfehlt.

III. Das Gymnasium Christian-Ernestinum

Und nun – was ist das Fazit unserer kleinen Wanderung durch die Schultheorie und Schulgeschichte? Wohin gehört das Gymnasium Christian-Ernestinum? Gehört es zu den funktionalistischen „Schulanstalten“, in denen viel von Effizienz, von input und output die Rede ist – oder gehört es zu den Schulen, welche auch unter den heutigen schwierigen Bedingungen der *Muße* (wenn auch gewiss nicht dem Müßiggang!) eine Chance geben? Wird in ihm nur an die Zukunft oder auch an die Gegenwart (und die Vergangenheit!) gedacht? Kommen in ihm Dinge vor, die unberechenbar, überraschend, bereichernd sind? Oder weiß man schon im voraus, was in dieser Schule am Ende eines Schülerlebens herauskommt - herauskommen muss?

Nun, an Überraschendem, an Unvorhersehbarem fehlt es in der Geschichte des Christian-Ernestinums nicht. Die Anstöße kamen zunächst von außen. Schon die Erhebung der alten Lateinschule zum Gymnasium illustre im Jahr 1664 war ein überraschendes, kaum vorhersehbares Ereignis. Bayreuth als Schulstadt profitierte dabei von der vorangegangenen Aufteilung der Ansbacher und Bayreuther Lande unter zwei hohenzollersche Linien - ein Vorgang, der neben der Schulstadt Heilsbronn im Westen einen zweiten schulischen Schwerpunkt im Osten nötig machte. Es profitierte zudem von der Verlegung des oberfränkischen Regierungssitzes von der Plassenburg nach Bayreuth. Das neue stadtbürgerliche Zentrum brauchte ein Gymnasium illustre mit Professoren, alten Sprachen, mit Theologie und Philosophie. Fast wäre aus der neuen Fürstenschule sogar eine Universität geworden: anfänglich war geplant, die Geistlichen und die Juristen in Bayreuth auszubilden ohne den üblichen Umweg über die Universität. Das ließ sich dann am Ende doch nicht machen. Aber ein

humanistisches Gymnasium, das zu den Universitäten hinführt, und ein Zentrum der gelehrten Bildung, das die Schüler für das Studium ausrüstet - das war das Gymnasium Christian-Ernestinum von Anfang an und ist es bis heute geblieben.

Der Übergang Bayreuths an Bayern 1810 brachte eingreifende Veränderungen mit sich. Die Schule verlor ihren alten Namen; sie erhielt die trockene Bezeichnung „Königlich Bayerische Studienanstalt“; erst 1891 durfte sie sich wieder „Gymnasium“ nennen – und erst 1952 erhielt sie den Namen ihres Stifters zurück. Fast unbemerkt vollzog sich in der bayerischen Zeit die Verwandlung der evangelischen Fürstenschule in eine Schule, zu der auch katholische und jüdische Schüler Zugang erhielten: erstmals erschienen im Jahresbericht für 1815 die Abkürzungen A.C. (Augsburgische Konfession), K. C. (Katholische Konfession) und I. R. (Israelitische Religion) hinter den Namen der Aufgenommenen. Turnunterricht und Schwimmunterricht hielten im 19. Jahrhundert Einzug in der Schule. Neben die alten Sprachen und neben das seit den Anfängen gepflegte Französisch trat der Englischunterricht. Die ersten Mädchen wurden in die Schule aufgenommen – freilich erst 1919. In dieser Zeit fand auch der erste Elternabend am Gymnasium statt, gefolgt von der Bildung eines Elternbeirats; die Mitwirkung von Schülern und die Gründung eines Schulforums ließ noch auf sich warten (bis nach dem Zweiten Weltkrieg).

Das alles waren äußere Ereignisse. Aber es gab es auch Besonderes, Überraschendes, das aus dem Inneren der Schule selbst kam. Drei Dinge will ich hervorheben, sie fallen deutlich ins Auge: Das Christian-Ernestinum war und ist eine von *religiöser Tradition* geprägte Schule; es war und ist eine *humanistische* Schule, eine Schule gelehrter Bildung mit hohem Anspruch – und endlich war und ist es immer eine Schule mit weit über Bayreuth, Franken, Bayern hinausreichenden *Verbindungen* – heute eine Schule von *internationalem* Zuschnitt.

Man könnte fragen: Ist das etwas Besonderes? Religion, Humanismus, Internationalität – zeichnet das nicht auch andere Schulen aus? Gewiss; aber nur wenige Schulen in Bayern können wohl von sich behaupten, dass sie diese Züge seit Jahrhunderten ausgebildet haben – und dass man sie bis heute an ihnen erkennen, wiedererkennen kann.

„Die Furcht vor dem Herrn ist der Weisheit Anfang“ – nicht zufällig und nicht beiläufig hat Rainer Trübsbach dieses Wort an die Spitze seiner Geschichte des Gymnasiums Christian-Ernestinum gestellt. Es zierte übrigens schon die Rede, mit welcher der Schulgründer, der spätere Markgraf Christian Ernst, als junger Mann 1659 seine Straßburger Studien abschloss - eine Rede, die wohl von seinem Lehrer, dem späteren ersten Direktor unserer Schule - Caspar von Lilien - inspiriert war. Ich zitiere: „Die ungefärbte Gottesfurcht ist es, welche die Oberen mit den Untern und diese unter sich selbst miteinander ganz änge in Liebe verknüpft. Sie ist das Band, wodurch so vieler Menschen so mannigfaltige Sinnen und Gemüter in eines zusammengefasst werden.“ Gottesfurcht tut den Schulen not, davon waren die Gründer überzeugt – ja die Schulen, so meinten sie, brauchen zu ihrem Tun sogar den *Schutz der Engel*. Einer der vier Gründungsprofessoren der neuen Schule hielt seine Antrittsrede, wie Karl Müssel aus den Schulakten berichtet, über das Thema „De angelorum custodia scholis necessaria“.

Gewiss: die Theologie hat heute nicht mehr die zentrale Bedeutung wie in den Anfängen des Gymnasium Christian-Ernestinum, wo sie das Fundament des Ganzen bildete. Aber die christliche Tradition ist doch auch heute gegenwärtig. Ich denke nicht nur an die Schulgottesdienste zu Beginn und am Ende des Schuljahrs, an das Gebet vor der ersten Stunde, an Gebetskreise der Schüler, an Aktivitäten beider Konfessionen im sozialen Bereich und in der Entwicklungs-

hilfe. Erinnert sei auch an ökumenische Gottesdienste zu bestimmten Themen, welche die Schüler unter Anleitung ihrer Religionslehrer weitgehend selbständig ausgestalten. Denkt man daran, wie heftig einst in Oberfranken die evangelische und die katholische Welt aneinander stießen, die Markgrafschaft und das Bamberger Fürstbistum, so ist die neue Nähe der Konfessionen in unserer Zeit fast ein kleines Wunder!

Dann die humanistische Prägung. Sie war von Anfang an gegenwärtig in der Verbindung von Theologie und Philosophie und in der Pflege der alten Sprachen – das Gymnasium Christian-Ernestinum ist hier den Spuren Melanchthons, des großen Humanisten und Gräzisten, gefolgt. In der bayerischen Zeit kamen die neuhumanistischen Anstöße aus Nürnberg und München hinzu – man hat geurteilt, nie sei dieses Bayreuther Gymnasium humanistischer gewesen als in der Epoche des Niethammerschen „Allgemeinen Normativs“. Zum Glück wirkt diese Tradition bis heute nach: in der fünften Klasse wählt man an dieser Schule Latein oder Englisch als 1. Fremdsprache, in der sechsten und siebten Klasse Englisch oder Latein, von der achten an Griechisch oder Französisch oder Naturwissenschaften. Der Freund der alten Sprachen hört es mit Freude: 2008 konnten am Ernestinum erstmals nach der Zweigwahl zwei Griechisch-Klassen gebildet werden!

Bruchlos war diese Tradition nicht. Im 20. Jahrhundert war sie mehrfach gefährdet – zuerst in den unruhigen Zeiten nach 1918, am meisten jedoch im Dritten Reich. Damals, bei Kriegsbeginn, verlor das Ernestinum die Bezeichnung „humanistisch“ – übrigens kurze Zeit, nachdem die Schule die bis dahin übliche Aufnahme jüdischer Schüler unter dem Druck des Nationalsozialisten beendet hatte. Die Schule war kein humanistisches Gymnasium mehr, weil sie die humane Rücksicht, die Humanität verloren hatte: so darf man das aus heutiger

Sicht nachträglich deuten. Manchmal schreibt die Geschichte selbst zu den historischen Ereignissen den entwaffnenden Kommentar!

Am leichtesten wird man im heutigen Gymnasium Christian-Ernestinum die überregionale Geltung, die internationale Ausstrahlung wiederfinden, die dort von Anfang an vorhanden war. Die Blicke richteten sich bei der Gründung zunächst auf Coburg und auf Hof, auch auf Heilsbronn. Aber man nahm auch Maß an Schulen wie dem Grauen Kloster in Berlin und der Sturmschen Schule in Straßburg. Heute ist das Ernestinum eine internationale Schule. Studien- und Auslandsfahrten führen Schüler und Lehrer nach Rom, Paris, Dublin und New York. Schüleraustausch besteht mit Frankreich (Annecy und Nantes) und mit Griechenland (Athen), eine Schulpartnerschaft mit Cheb (Tschechien) im Rahmen der Euregio Egrensis. Auch im internationalen Austausch steht das Gymnasium Christian-Ernestinum an vorderer Stelle, so wie es – zweimal bestätigt – zu den 25 besten Gymnasien in Bayern gehört.

Ich fasse zusammen: seine Identität in 350 Jahren verdankt das Gymnasium Christian-Ernestinum dem Umstand, dass es immer *Schule* war im Sinn des Lehrens und Lernens – aber zugleich auch *Muße* bot im Sinn der Nachdenklichkeit, des souveränen Abstands – dass es also junge Menschen dazu erzog, ihr Leben zu gestalten, aber zugleich auch die Wege freihielt für das Unberechenbare und Offene des Daseins. Möge es so bleiben in den nächsten Jahren und Jahrzehnten! Möge dem Christian-Ernestinum eine Zukunft geschenkt sein, die seiner großen Vergangenheit würdig ist! Das ist mein Wunsch in dieser Stunde.